

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: - (1928)
Heft: 6

Artikel: Die Zukunftsaussichten der Literatur
Autor: Smith, Logan Pearsall
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759683>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Zukunftsaussichten der Literatur

von Logan Pearsall Smith

Deutsch von Ernst Robert Curtius

Frau Virginia Woolf äußert in einem ihrer köstlichen Essays ihre Überzeugung, « daß wir », wie sie sich ausdrückt, « vor dem Anbruch eines der großen Zeitalter der englischen Literatur stehen ». Es wäre mir sehr lieb, wenn ich mit Frau Woolf desselben Sinnes sein könnte; erfreulich wäre die Empfindung, man befände sich im Aufdämmern einer großen Epoche; auch ist es in der Tat nicht schwierig, in der gegenwärtigen Zeit vielerlei zu entdecken, was voll ermutigender Verheißung scheint. Unsere jüngeren Schriftsteller sind zweifellos beherzt und aufrichtig, und sie scheinen höchst gewissenhaft bemüht, über das, was sie unter allen möglichen Umständen denken und fühlen, die Wahrheit zu vermelden. Sie haben gar manche von den alten Überkünften zertrümmert und haben die meisten Tabus verbannt, welche der Freiheit so hinderlich zu sein pflegten. Zudem gibt es heutigentags ein breites Publikum, welches Experimente eifrig begrüßt; auch glaube ich nicht, daß es in unserer Literaturgeschichte jemals eine Zeit gegeben hat, da die Begabung mit größerer Sicherheit auf unmittelbare Anerkennung rechnen konnte. All dies scheint, wie ich sage, voller Verheißung; aber genügt es, um unsern Glauben zu rechtfertigen, daß ein großes Zeitalter dauernder Meisterwerke vor uns aufdämmert? Glorreiche Alter dieser Art sind das Ergebnis einer Anzahl verwickelter Umstände; sie sind jedenfalls sehr selten in der Geschichte der Literatur eingetreten, und wenn ich meiner Deutung dieser Geschichte traue, sind sie vor allem Anderen dem glücklichen Zusammentreffen zweier Bedingungen zu danken, von denen keine als charakteristisch für unsere Zeit gelten kann. In den großen Epochen Griechenlands und Roms, in den klassischen Wiedergeburten Italiens, Frankreichs und Englands, wie auch in den romantischen Wiedergeburten dieser Länder – und das waren die größten Zeitalter literarischer Schöpfung – teilten die Menschen gemeinsam gewisse Überzeugungen, deren Geltung ihnen mehr oder weniger feststand; und der feste Zusammenhang ihrer Glaubensvorstellungen und Ideale, die großartige Vollständigkeit eher denn die schlechthinige Wahrheit ihrer Ansicht von den Dingen

war das, was ihnen jene bildkräftige Herrschaft über die Erfahrung gab, welche Größe erzeugt. Sie hatten tatsächlich eine befriedigende Lösung für die Probleme des Lebens, eine Formel, eine anerkannte Übereinkunft; das war es, was sie befähigte, ihren Stoff mit der freien Leichtigkeit der Meister zu behandeln, und selbst unsere Vorgänger der viktorianischen Ära arbeiteten zusammen auf einer Grundlage anerkannter Ideen, die wir Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts mit unserer vielfältig gemischten und gebrochenen Weltansicht bei weitem nicht besitzen.

Aber selbst das allein genügt nicht. Die Literatur ist nicht ein Zweig der Philosophie oder der Gesellschaftswissenschaft; sie ist eine Kunst, und die Künste blühen frei nur – und wie selten blühen sie überhaupt in Freiheit – unter gewissen technischen Bedingungen, und dann, wenn ihr Stoff, ihr Medium, sich gerade in einem Zustand befindet, der ihre richtige Entwicklung begünstigt. Große Gedanken scheinen nur dann fähig zu sein, große Literatur hervorzubringen, wenn sie zufällig zusammentreffen mit einer besonderen Verfassung des Ausdrucksmittels, mit dem, was ich vielleicht einen gewissen bildsamen Zustand der Sprache nennen darf. Dieser bildsame Zustand ergibt sich entweder aus der unabgegriffenen Frische unverbrauchter Rede, die voll unbewußter Poesie ist und sozusagen noch den Tau des Morgens an sich trägt – und eine unerschöpfte Form der Sprache gleich dieser, wie bei den Griechen, den Römern und den elisabethanischen Engländern, hat das Ausdrucksmittel der höchsten Literatur gebildet; oder er kann, wie in der romantischen Epoche, die Folge sprachlicher Erneuerung sein, das heißt neuer Kraft, die aus der Rede des Volkes geschöpft ist, und der Wiederbelebung eines alten Wortschatzes, der außer Gebrauch gekommen war. Diese Notwendigkeit einer nicht abgegriffenen, ausdrucksvollen Diktion für eine die Zeiten überdauernde Formung des Gedankens ist so wichtig oder erscheint mir jedenfalls so wichtig (aber vielleicht ist das nur ein Steckenpferd vor mir), daß ich kaum ein Paradoxon darin sehen würde, das, was wir die großen fantasiemächtigen Perioden der Literatur nennen, als eigentlich linguistische Erscheinungen zu betrachten – Begebnisse, nicht so sehr in der Geschichte des menschlichen Geistes als in der menschlichen Sprache.

Von der Bemühung um die Sprache, von der Zierrede und den Wortversuchen, auf welche das Zeitalter Ronsards in Frankreich und das Shakespeares in England so viel Aufmerksamkeit verwandte, oder von

jenem Streben nach einem erneuerten Wortschatz, das die romantische Wiedergeburt in diesen Ländern einleitete, – von irgendeiner Art solcher Sprachgärung, welche das sicherste Zeichen einer Wiedergeburt des Schrifttums ist, kann ich indessen heute nur geringe oder gar keine Anzeichen sehen. Fast alle unsere jüngeren Schriftsteller scheinen mit dem gewöhnlichen und geläufigen Wortschatz völlig zufrieden zu sein; nimmt man einige fast groteske Verirrungen aus, so sind Diktion und Stil eines jeden von ihnen ununterscheidbar, für mich wenigstens, von der Diktion und dem Stil irgendeines andern.

Gerade die Bedingungen überdies, die ich als anscheinend so verheißungsvoll schon erwähnte – das weitverbreitete Interesse an der Literatur, das breite Lesepublikum, die sich schnell durchsetzende Anerkennung des Verdienstes – alle diese Dinge sind der Entwicklung literarischer Begabung kaum so günstig, wie sie scheinen könnten. Eine die Zeit überdauernde Vortrefflichkeit in irgendeiner Kunst ist keineswegs das notwendige Ergebnis künstlerischer Tätigkeit – ja sie möchte eher als eines ihrer zufälligen Nebenprodukte erscheinen; und eine allgemeine Teilnahme, eine Begeisterung für die Kunst hat oft eher die Wirkung, diese zu belasten und zu hemmen, indem sie sie zur Modesache macht, als sie zu fördern. Und ist es nicht gerade das, was sich heute ereignet? Eine große Zahl von Leuten, die gut daran tun würden, sich um andere Dinge zu kümmern, werden gegenwärtig durch die Mode dazu geführt, ein verständnisvolles oder halbverständnisvolles Interesse an neuen Büchern zu bekunden; sie bilden begeisterte Cliques, die so begierig sind, jede Neuigkeit willkommen zu heißen und in die Öffentlichkeit zu tragen, daß der begabte junge Schriftsteller in der Lage ist, die Anerkennung viel zu leicht zu erringen. Der Erfolg ist wirklich, wie Trollope irgendwo sagt, ein notwendiges Gift; aber diejenigen sind glücklich zu nennen, so fügt er weise hinzu, denen er spät im Leben und in kleinen Gaben zuteil wird.

Die Wirkungen dieses leichten Erfolges – und unter den vielen Gefahren auf dem Wege dessen, der ein Künstler werden möchte, ist vorzeitiger Erfolg vielleicht die gefährlichste – die Ergebnisse dieser schnell errungenen Popularität sind nicht schwer in unserer nächsten Umgebung zu beobachten. Sobald irgendein Funke von Begabung, irgendein Zug frischer Ursprünglichkeit in Erscheinung tritt, wird er augenblicklich vermerkt und ausgebeutet. Die Herausgeber von Wochenschriften und selbst von Tageszeitungen bemächtigen sich seiner; sie haben, so könnte man fast sagen, die Gewohnheiten von

Kannibalen oder Menschenfressern angenommen; sie saugen das Gehirn der jungen Schriftsteller aus und ersetzen sie dann durch ein neues Aufgebot aufblühender Begabungen. Ihre Opfer finden zu Beginn leichte Möglichkeit, Geld zu verdienen; selbst die Modezeitschriften zahlen ihnen erhebliche Beträge für ihre kleinen Aufsätze; sie nehmen kostspielige Gewohnheiten an; sie werden durch wohlwollende Gönner in die sogenannte gute Gesellschaft eingeführt, und da sie in kurzer Zeit, wie die Journalisten dem ausgesetzt sind, die Fähigkeit verlieren, zu lesen und sich geistig weiter auszubilden durch rein um ihrer selbst willen gepflegte Studien, so erschöpfen sie bald ihren kleinen Vorrat von Originalität: sie haben nichts mehr zu sagen; ihre Beiträge werden nicht mehr benötigt; eine neue Riege von Anfängern verdrängt sie, um ihrerseits bald erschöpft und verdrängt zu werden.

Ich möchte nicht unterstellen, daß der Journalismus, die Gewohnheit schneller Gedankendarstellung für die Presse, der Begabung immer feindlich ist. In der Tat bedeutet sie oft für gereifere Geister einen glücklichen Ansporn, der sie zwingt, – wie das z. B. für Hazlitt galt – der Welt ihre in Lektüre und Betrachtung gewonnenen Schätze mitzuteilen und den Reichtum ihres Geistes auf dem Papier ausströmen zu lassen. Aber für die Jungen, die Unerfahrenen, die Unfertigen: wie könnte für sie dies Zu-Markte-bringen unreifer Früchte anders als verderblich sein?

Auch die Verleger wetteifern heutzutage mit den Herausgebern darin, die Henne zu töten, von deren goldenen Eiern sie leben. Sowie ein junger Schriftsteller einen Erfolg hat, drängt ihn sein Verleger, diesen sofort zu wiederholen; andere Verleger sind eifrig um seine Gunst bemüht, und nicht selten wird ihm ein festes Einkommen geboten unter der Bedingung, daß er regelmäßig ein oder zwei Bände im Jahr vorlegt. Für die mittellosen jungen Leute ist es schwer, solche Anerbietungen abzulehnen; aber sie wirken als Anreiz, ja als Nötigung zu jener Art hastiger und überreichlicher Hervorbringung, die für jeden jungen Schriftsteller schädlich sein muß, es sei denn, daß er wirklich mit einer Begabung höchster Art ausgestattet wäre. Ein großer Genius allerdings, der in einer großen Epoche literarischen Schaffens geboren wird und der ein bildsames Ausdrucksmittel bereit findet, um darin die Gestalten seiner Einbildungskraft zu verkörpern, ist mitunter fähig, in strömendem Reichtum Meisterwerke hervorzubringen, eines nach dem andern, und sorglos Seiten herunterzuschreiben, denen ewige Dauer bestimmt ist. Aber diese glücklichen Epochen treten so

selten ein und jene großen von keinen Skrupeln gehinderten Künstler wie Shakespeare oder Molière, die ohne Schaden den Markt versorgen und ohne Tadel das goldene Kalb auf den höchsten Gipfeln des Parnass anbeten können, sind so göttlich begabt und sind solche Ausnahmen, daß sie ganz außerhalb aller gewöhnlichen Regeln stehen.

Es wäre mißfällig, Namen zu nennen. Aber wenn ich die Laufbahn der neueren Schriftsteller verfolge, deren erste Bücher mich entzückten, finde ich fast unweigerlich, daß ihre frühesten Veröffentlichungen oder wenigstens ihre frühesten Erfolge ihre besten Leistungen sind; ihre Versprechungen reifen zu keiner Erfüllung; jedes folgende Werk neigt dazu, eine schwache Wiederholung oder ein leiseres Echo des ersten zu sein. In den jüngst vergangenen Jahren und besonders seit dem Kriege haben ähnliche Bedingungen auch für Frankreich und Amerika gegolten. Wie in England, so scheint in diesen Ländern die Zahl von Fehlentwicklungen der Begabung, der Prozentsatz von Kindersterblichkeit unter verheißungsvollen Talenten immer mehr anzusteigen. Ja, wo könnten wir angesichts all der Reklame und der vorzeitigen Publizität der Gegenwart hoffen, jenes allmähliche Reifen der Begabung im Schatten des Unbekanntseins zu finden, jene langsame Entfaltung durch Versuch und Fehlschlag, die sie am besten zu zeitigen und zu vollenden vermag?

Nein; die alten, harten Bedingungen waren gewiß die besseren. Es war viel besser, die Propheten zu steinigen, als sie mit Rosen zu kränzen, wie wir es jetzt sofort tun. Durch die Rosen werden sie erstickt, aber die Steine in den alten Zeiten des Steinigens trieben sie doch nur hinaus in die Wüste zum Nachsinnen über ihre Sendung und zur vollkommenen Ausbildung ihrer Gaben, damit sie endlich zurückkehren könnten, um sich an der Welt zu rächen, die sie verachtet hatte.

Ist denn nun alles verloren? Wenn wir in einem Zeitalter leben, welches Stegreifhervorbringungen fordert und überreichlich belohnt, aber dem so Schaffenden nur äußerst geringe Wahrscheinlichkeit bietet, ein Werk von Dauer hervorzubringen; wenn alle Umstände unserer Zeit sich planvoll zu verbinden scheinen, um die Begabung zu erdrosseln; wenn das vermutete Morgengrauen von Frau Woolf das späte Zwielficht ist, als das es mir erscheint: gibt es dann nichts zu tun, als unsere Federn beiseite zu legen und zu warten, bis der Winter unseres Darbens vorüber ist? Müssen wir uns mit der Überlegung trösten, daß solche Winter wohltätige Ruhezeiten für den menschlichen Geist sind, und daß die Schönheit, nachdem sie für eine Weile begraben war, bei

ihrer Wiederentdeckung – vielleicht in hundert oder zweihundert Jahren – in neuem Glanze erstrahlen wird? Oder gibt es einen Weg, die Lampe am Brennen zu erhalten und sie Anderen weiterzureichen durch das Dunkel; einen Pfad aus der Einöde, dem man folgen kann unter ungünstigen wie unter günstigen Umständen; ein Mittel zur Erreichung der Vortrefflichkeit, das mehr oder weniger unabhängig wäre von dem Zeitalter, in dem man lebt?

Bei dem lässigen Durchlesen alter Bücher, auf welches ich einen so großen Teil meines Daseins verwende, treffe ich manchmal auf einen Satz, eine Wendung, ein Bild, das irgendwo in meinem Innern ein leises Echo zu erwecken scheint. « Das ist für dich; notiere es dir; schreibe es ab! » flüstert mir mein guter Engel zu. Aber allzuoft achte ich nicht auf diese weise Mahnung. Später, oft viele Tage später, beginnt dann ein flüchtiger Nachhall jenes vergessenen Satzes mich zu verfolgen; ich fange an zu spüren, daß in ihm ein rätselhaftes Gut gebettet lag; daß er vielleicht das Geheimnis einer bezaubernden Lebensform offenbarte oder ein quälendes Problem gelöst oder vielleicht auch eine eigene Gedankenrichtung von mir angemessen ausgedrückt hatte und so meinen privaten Gedanken Bedeutung verlieh, und sie wahrer und lichtvoller machte. Jedenfalls muß ich durch alle die Bücher, die ich gelesen habe, nach jenem verlorenen Satz suchen, bis ich ihn wiederfinde.

« Je trouve au coin d'un bois le mot qui m'avoit fui –. » Diese Zeile von Boileau ist der letzte von mir wiedereingefangene Satz; und jetzt, da ich sie wiedergelesen habe, in den Episteln jenes alten perückentragenden Dichters, erzeugt sie für mich ein entzückendes Gemälde von einer besonderen Art literarischen Daseins, von einem Leben der Arbeit und der Muße, ganz der Entfaltung der Begabung gewidmet – dem Leben von Horaz auf seinem Sabinergut, von Boileau in seinem Garten in Auteuil, von Pope in Twickenham, von Gray in seiner College-wohnung in Cambridge.

Schriftsteller dieser beflissenen Art befassen sich mehr mit den künstlerischen Eroberungen als mit den künstlerischen Gaben; mit dem, was durch peinliche Gewissenhaftigkeit, durch die Eigenart glücklicher Satzfügung, durch beständige Nachprüfung und durch beharrliches Arbeiten mit der Feile zu erreichen ist. Sie schreiben nicht aus dem Stegreif, werden nicht durch plötzliche Anfälle von Eingebung mitgerissen; ihr Fleiß gleicht eher dem der emsigen Biene, mit dem Horaz, ihrer aller Meister, seine Bemühung verglich; und sie

häufen die sorgfältig gesammelte Beute von unzähligen Blumen in ihren Bienenstöcken auf. Oder wir dürfen auch, um das Bild zu wechseln, ihr Verfahren mit dem zarten Ausmeißeln von Gemmen vergleichen; und dieser alte Vergleich ist durchaus nicht ungeeignet, da ja ihre Verse oft jene gemmenartige Besonderheit besitzen, die sie befähigt, aller Unbill der Zeiten zu widerstehen.

Obwohl diese arbeitsamen Schriftsteller selten mit den vom Geist getriebenen Dichtern der schöpferischen Zeitalter an Vollendung wetteifern können, haben sie für uns wenigstens einen großen Vorzug; wir können sie nachahmen und von ihnen lernen, denn sie haben uns viel zu lehren. Wir müssen den Genius ehren und uns freuen, daß er gelebt hat, aber wir müssen uns auch sorgfältig davor hüten, in seine Fußstapfen treten zu wollen. Das Beispiel des genialen Menschen ist, worauf Flaubert so gerne hinwies, die schlechteste Art von Beispiel für den begabten Menschen; und Begabung und ihre Entfaltung unter ungünstigen Bedingungen bildet den Gegenstand dieses Aufsatzes. Ich habe von Dichtern gesprochen; aber für sorgfältige Prosaisten, wie z. B. Flaubert oder Walter Pater, sind die Methoden zur Pflege einer Begabung und der Schöpfung eines Stils in keiner Weise verschieden.

Sollte denn auch das Zeitalter keinen großen Antrieb darbieten und keinen Genius erzeugen, so kann das Talent immer noch seine Entwicklungsmöglichkeit finden; und es kann dank der Anregung, die im Handwerklichen liegt, und durch das Studium der besten Muster Werke von dauerndem Wert hervorbringen. Wenn das Denken der Zeit, in der wir leben, uns keinen allgemeinen Ideenzusammenhang und keine anerkannten Überzeugungen gewährt, so können wir doch vielleicht in unserm eigenen Denken und unserm eigenen Temperament, wofern wir danach suchen, einen Gesichtspunkt entdecken, der uns befähigen wird, unsere eigene Erfahrung zu beherrschen; einen Sinn, der wenigstens für uns selbst zentrale Bedeutung besitzt. Sollte die Sprache des Tages in erstarrten Formeln und Formen verhärtet sein und der Wortschatz seine Frische verloren haben, so ist es immer noch möglich, jene Formeln beiseite zu schieben, jene Formen zu zerbrechen, sich einen eigenen Wortschatz zu bilden und einen individuellen und ausdrucksfähigen Stil zu schaffen.

Zu schreiben, wie wenn wir Genies wären, und die leichte Sorglosigkeit jener großen Männer nachzuahmen in einer Zeit, der eben sie fehlen, – das muß fast mit Sicherheit zu künstlerischem Mißerfolg

führen. Aber eine Begabung zu pflegen ist immer möglich; und wie viele und schöne dauernde Werke der Literatur sind die Frucht eines Talentes, das durch Arbeit und Sorgfalt zu seiner höchsten Vollendung gediehen ist! Zweifellos – es muß köstlich sein, in einer großen Epoche zu leben und von ihr hypnotisiert zu sein; ihr Sprachrohr zu werden; zu erleben, wie einem mächtige Worte, Worte gegen die man wehrlos ist, in der Ekstase der Inspiration auf die Lippen strömen; aber sich vor feindlichen äußeren Umständen abzuschließen in einen anmutigen einsamen Winkel; die Muße seiner Morgenstunden der Arbeit der Feile zu widmen; nach dem Wort zu suchen, das man nötig hat, und dann ins Freie hinauszugehen und es vielleicht an einer Waldecke zu finden: ist das nicht auch eine wundervolle Daseinsform, und könnte es nicht sein, daß diejenigen, die ihre Tage in so zarter und wissensreicher Arbeit zubringen, schließlich das genießen, was die bewußteren, die gewählteren, vornehmeren Freuden der literarischen Laufbahn ausmacht?

Aber um dieses Leben zu führen und diese Freuden zu kosten, sind gewisse Temperamenteigenschaften und ist auch die Fähigkeit zu gewissen Verzichtern erforderlich. Die Arbeit an der Schöpfung eines eigenen Stils kann nur von einem Menschen unternommen werden, dem diese Arbeit an sich genußreich ist; seine Schmerzen müssen auch seine Freuden sein; er muß das Ausdrucksmittel, mit dem er arbeitet, lieben; muß sich am Spielen mit Worten und Wendungen ergötzen, wie sich der Maler am Spiel mit Palette, Farben und Pinseln ergötzt. Er muß, wenn nötig, in die Armut willigen, denn seine wählerische Feder wird ihm keinen Unterhalt gewähren, und wenn er sich sein Brot verdienen muß, muß er es mit anderen Mitteln als denen der Literatur tun. Er darf nicht über Unbekanntheit murren, denn Armut und Unbekanntheit werden wahrscheinlich für viele Jahre seine Gefährten sein; und er sollte auch seine populären Zeitgenossen oder die Jüngeren nicht zu sehr um ihre frühen Erfolge beneiden.

Es ist nun allerdings eine altmodische Lebensführung, die ich zum empfehlen im Begriff bin; und sie anzunehmen oder wenigstens aufrechtzuerhalten, ist wohl niemals anders möglich gewesen als durch einen Wunsch, einen Vorsatz, ein ideales Ziel, was heute gleichfalls aus der Mode gekommen zu sein scheint.

Die Jungen von heute scheinen mir, wie ich gesagt habe, intensiv für das Leben interessiert; aber wenn ich sie richtig beobachte, so ist es weniger eine Möglichkeit zur Vollendung als ein Mittel zur

Erfahrung, was sie im Leben sehen und was sie fesselt und erregt. Eine Erfahrung nach der anderen durchzumachen, von jeder wahrheitsgetreu zu berichten, und so die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen auf sich zu lenken – etwas derartiges fällt mir als ihre hauptsächliche Triebfeder auf. Daß das Leben vor allem anderen eine Möglichkeit zur Ausführung eines vorgesetzten Planes, für das Hinstreben auf ein entferntes Ziel sein kann; daß es erst zuletzt, wenn überhaupt, gekrönt werden sollte, durch jenen dauernden Ruhm, der die abschließende Belohnung einer ausgerundeten Laufbahn ist, – das ist ein Ideal der Vorzeit, heute scheinbar vergessen, und selbst die Worte, die es ausdrücken, klingen merkwürdig veraltet in unserem modernen Wortschatz.

Es ist nur natürlich, daß für eine Generation, die der Krieg ihrer Illusionen beraubt hat, ein hochtönendes Wort wie Ruhm (und der in ihm verkörperte Begriff) etwas prahlerisch und abgeschmackt erscheint. Vielleicht *ist* es das, vielleicht sind alle solchen Ziele Wahn; jene, die solchen Ehrgeizes bar sind, sind vielleicht überlegene, wie sie sicherlich lebenswürdigere und umgänglichere menschliche Wesen sind. Nur dürfen wir – und auf diesen Punkt möchte ich Nachdruck legen – nicht erwarten, daß sie viel von dauerndem Wert hinterlassen werden. Wenn ein Künstler Vollendung in seiner Kunst und den daraus erwachsenden dauernden Nachruhm nicht als unendlich erstrebenswert ansieht, sie nicht weit über unmittelbaren Erfolg und den Beifall seiner Zeitgenossen stellt, wenn er nicht durch einen Glauben, einen Fanatismus, einen Wahn dieser Art gehalten und angespornt und, wenn man will, getäuscht wird: dann ist es äußerst unwahrscheinlich, daß er seinen Vorsatz durchhalten und immer weiter nach jener Vollkommenheit streben wird, von der es heißt, « sie wohnt zwischen kaum zugänglichen Felsen, und der Mensch muß schier sein Herzblut verströmen, ehe er sie erreichen kann ». Ruhm mag die letzte Schwäche edler Geister sein, aber die edelsten Geister, welche die Zeit mit unvergänglichem Lorbeer gekrönt hat, sind selten unberührt gewesen von diesem hochherzigen Fieber. Mit welcher Leidenschaft liebten die alten Griechen den Ruhm, und wie überreichlich ist diese Liebe belohnt worden! Die Κλέα ἀνδρῶν, der Ruhm großer Taten, der zum Himmel aufsteigen könnte, war der hohe Ansporn der homerischen Helden; der Gedanke daran flößt Pindars Oden ihren Geist ein; und Plato drückte das Gefühl dieses ruhmreichsten und ruhmredigsten Volkes aus, als er die weise Diotima die Liebe der Sterblichen

zu unsterblichem Ruhme verherrlichen und sie sagen ließ, sie sei überzeugt, «daß alle Menschen alle Dinge – und die Besseren in um so höherem Maße – in der Hoffnung auf den glorreichen Ruhm unsterblicher Tugend täten, denn sie begehren das Unsterbliche». Mit dieser schönen Leidenschaft steckten die Griechen die Römer an, gaben sie den Edleren unter ihnen weiter als einen Funken des göttlichsten Feuers. Er flammte in der Renaissance wieder auf aus der Asche des Altertums; und die Franzosen haben mit ihrer Liebe zu der «Gloire» diese klassische Tradition weitergeführt, wie sie es mit anderen getan haben. Wenn der berühmteste französische Kritiker es mit der Schilderung eines Charakters zu tun hat, dem Ehrgeiz und Ruhmliebe fehlen, so vermerkt er die Abwesenheit dieses hohen und befeuernden Antriebes, dieser Begierde, hervorzustrahlen, welche, wie er sagt, die Menschen über sich selbst erhebt und sie durch ein ganzes Leben ehrenvollen Wirkens trägt – er vermerkt ein Versagen dieser Art als einen gewichtigen Mangel und als ein Anzeichen der Geistesarmut. Es ist leicht genug, sagt Sainte-Beuve, sich um den Ruhm zu bringen, indem man nicht an ihn glaubt; und das scheint mir, wenn ich ihre Lage zergliedere, das Schicksal unserer jüngeren Generation zu sein. Wäre jene Liebe zum Ruhm, jener Wunsch nach Widerhall bei einem beständigeren Hörerkreis als dem der Zeitgenossen vorhanden, so würden die übrigen ungünstigen Bedingungen der Zeit, seien sie auch noch so entmutigend, keine unüberwindlichen Schwierigkeiten bieten; den Versuchungen des Geldes und des unmittelbaren Erfolges könnte Widerstand geleistet werden; aber wenn Schriftsteller an dauernden Nachruhm nicht glauben und ihn nicht ersehnen, wenn sie ihre Werke nur für den Tagesverbrauch hervorbringen, wie können sie dann erwarten, daß ihr Name sie überleben wird? Denn für Pastetenbäcker ist es, wie Schopenhauer bemerkt, nutzlos an die Nachwelt zu appellieren.

Bei uns ist allerdings der Ruhm kein so bewußtes oder wenigstens kein so offen eingestandenes Ziel des Ehrgeizes wie in Frankreich, und wir besitzen kein Wort, das dem französischen «la gloire» ganz entspräche. Aber das Ideal, dessen durch Alter geweihtes Sinnbild der Ruhm ist; der Wunsch etwas zu hinterlassen, was die Welt nicht gerne sterben lassen wird, und so fortzuleben in den Gedanken der nachfolgenden Zeitalter: das ist, obwohl sie es oft nicht eingestanden haben mögen, ein mächtiger Ansporn für unsere größten englischen Schriftsteller gewesen.

Was ich schreibe, klingt unzweifelhaft etwas gespreizt und feierlich; und ich bin mir vollständig klar darüber, daß es in gewisser Weise lächerlich für kleine Sterbliche ist, sich so ängstlich um ihre zwerghaften Veranstaltungen und ihren bedeutungslosen Ruf zu kümmern. Alle derartigen Gedanken werden sofort abgekühlt, wenn wir die beinahe sichere Gleichgültigkeit der Nachwelt bedenken oder unsere Betrachtungen bis auf die nächste Eiszeit ausdehnen. Aber die Sehnsucht nach dauerndem Ruhm, wenn auch in der Selbstsucht unserer eiteln Menschennatur wurzelnd, reicht höher hinauf zu beständigeren Dingen und trägt schönere Früchte an ihren Zweigen. Ruhm ist, wie der unpedantischste unserer Kritiker, Hazlitt, in seinem Panegyrikus auf diese Leidenschaft erklärt hat, nicht Popularität, ist nicht der Schrei der Menge; er ist das Nachleben des Menschengeistes in Sinn und Gedanken anderer Menschen; und die Liebe zum Ruhm ist, so sagt er, nur ein anderer Name für die Liebe zum Vollendeten; oder « der Ehrgeiz des Strebens nach der höchsten Vortrefflichkeit, die feierlich bekräftigt ist durch die höchste Autorität – die der Zeit ». « Ruhm », so schreibt ein anderer Kritiker (und ich kann mir das Vergnügen nicht versagen, diese sprachlich so eindrucksvolle Stelle abzuschreiben):

« Der Ruhm, so wie ein edler Geist ihn auffaßt und begehrt, verkörpert sich nicht in einem Denkmal, einer Biographie oder der Wiederholung eines fremden Namens durch Fremde; er besteht in der Unsterblichkeit von Werk, Geist, Wirkung eines Menschen; in der beständigen Wiederverjüngung seiner Seele in der Welt. Als Horaz – kein Vorbild der Seelengröße – sein *exegi monumentum* schrieb, dachte er nicht daran, daß die Freude die er auch in Zukunft spenden würde, die Menschen an seine triviale Persönlichkeit erinnern könnte, die er ja auch nirgends besonders verherrlicht hat und die viel besser mit seinen Gebeinen ruht. Er dachte natürlich an jene Freude selbst; dachte, daß die halb lyrische, halb sarkastische Wonne, die er beim Ausmeißeln jener zarten Kameen empfunden hatte, sich für alle Zukunft in denjenigen erneuern würde, die ihre Linien betrachteten. Ja, vielleicht gehen wir nicht zu weit, wenn wir sagen, daß selbst diese unpersönliche Befriedigung nicht die tiefste war, die er empfand; die tiefste entströmte wahrscheinlich der Unsterblichkeit nicht seines « monumentum », sondern der darin vergegenständlichten und verewigten Leidenschaft; ich meine jenes aus Zärtlichkeit und Ernüchterung gemischte Gefühl für das sterbliche Leben, das seine Verse unsterblich gemacht

hat. Einige immer wiederkehrende menschliche Seelenstimmungen, einige Formen spottender Entsagung hatte er ausgedrückt und durch das Ausdrücken sich angeeignet, und er wußte, daß sein Geist unsterblich sei, da er mit jenem Teilstück der Wahrheit verbunden und wesenseins geworden war. »¹⁾

Solcher Art ist also der Ansporn, den zu verfehlen man Gefahr läuft, wenn man nicht an ihn glaubt. Darf man einen solchen Vorsatz geringschätzig abtun? Ist unter allen Zielen des Menschenlebens die Ewigkeit des Gedankens, eine Ewigkeit wenigstens, wie die Erde sie geben kann, der wertloseste Gegenstand des Begehrens? Hatte Renan nicht recht, als er sagte, der Ruhm sei schließlich dasjenige Gut, das die beste Aussicht habe, nicht ganz und gar eitel zu sein? Und wenn selbst der Ruhm nichts als Schatten und Täuschung wäre, und Schatten diejenigen, die ihm nachjagen, so ist er doch unter allen Täuschungen die erlauchteste, weil er Abbild und Sinnbild der höchsten Vollendung ist. Die Ruhmliebe ist keine nur selbstische Leidenschaft; verhielte es sich jedoch anders, wäre der Versuch eines Menschen, seinen Namen unsterblich zu machen, nichts als ein tolles privates Unterfangen, – sollten wir nicht selbst dann die Keckheit eines so hoffärtigen Planes hochschätzen? Sollte heute jemand dieser alten Verblendung verfallen sein und sich zu den Liebhabern dauernden Ruhmes zählen, so mag er wenigstens bedenken, daß er sich nirgends in besserer Gesellschaft befinden könnte. Wie dem auch sei! Ist das Leben nicht reicher, nicht abenteuerlicher, und dürfen wir es, falls das altmodische Wort uns zusagt, nicht edler nennen, wenn wir ein unmögliches Ziel des Strebens, eine ideale, ob auch nutzlose Willensrichtung haben, um unsern Staub zu beseelen?

¹⁾ George Santayana *The Life of Reason*, Band 2, *Reason in Society*, pp. 144/145.